

Zwei Gespräche aus der jüngsten Vergangenheit sind mir sofort in den Sinn gekommen, als ich das Evangelium des heutigen Sonntags las.

Das Gespräch mit Ihnen, lieber Robert! Und das Gespräch mit einem Menschen, der gerade – und hoffentlich nur noch bis Mitte Mai – obdachlos ist. Der eine hat sich auf den Weg gemacht auf der Suche nach Sinn und spiritueller Heimat.

Der andere weiß, was es heißt, wenn ihm versprochen wird, dass Wohnungen bereitet werden.

Gerne wähle ich diese Abschiedsrede Jesu bei Beerdigungen, weil es meiner Vorstellung entspricht, dass wir nicht gerade so eben weiterleben werden, dass wir nicht irgendwie aufgehen in etwas Großem Ganzen, sondern, dass wir genauso weiterleben, wie es dem tiefen Kern unseres menschlichen Lebens entspricht. In Gemeinschaft. Versammelt um einen Tisch. In Gastfreundschaft. Das Brot brechend und den Wein der Lebensfreude und der Lebenslust trinkend.

Diese frohe Botschaft, sie darf natürlich keine Vertröstung sein. Diese Wohnungen, dieses „Sich-Zuhause-Fühlen“, diese Geborgenheit darf es nicht erst im Jenseits geben. Sie dürfen nicht versprochen werden, sondern müssen real werden im menschlichen Leben, im Hier und Jetzt.

So entsteht dann auch der Streit, von dem wir in der Apostelgeschichte gehört haben, aus der Jenny gelesen hat.

Da kommen die Witwen zu kurz. Und die Witwen damals sind die Ärmsten unter den Armen. Recht- und Mittellos. Und unter diesen werden die hellenistischen, also die aus dem heutigen Griechenland, also die sogenannten Heidenchristen, die vor der Taufe nicht jüdischen Glaubens waren, schlechter gestellt als die hebräischen. In dieser Auseinandersetzung geschieht etwas Großartiges.

Zunächst offenbart sich eine Auseinandersetzung, die die Kirchengeschichte lange prägen wird und auch bis heute noch nicht überwunden ist. Die Frage, welche der Grundformen der Kirche besondere Bedeutung erfährt und welche vernachlässigt wird. Liturgia, Martyria und Diakonia, die sogenannten Grundvollzüge der Kirche.

Martyria meint das Bekennen und Weitergeben des Glaubens, Liturgia meint das Feiern dieses Glaubens, insbesondere in der Eucharistie, und die Diakonie benennt den Dienst an den Mitmenschen, den Dienst an den Armen.

Schließlich muss immer die Koinonia, die Gemeinschaft aller, mitgedacht werden.

Wir lesen, dass die 12 die Schar aller Jünger zusammenruft. Sie sind sich schnell einig, dass sie Martyria, die Verkündigung des Wortes, und Liturgia, die Feier der Eucharistie, nicht vernachlässigen dürfen, auch nicht zum Wohl der Diakonia.

Diese Auseinandersetzung findet in meiner Kindheit und Jugend einen wenig rühmlichen Höhepunkt, als es um die Theologie der Befreiung geht. Leonardo

Boff, Hélder Câmara, Dorothee Sölle, Óscar Romero und Ernesto Cardenal, um nur einige wenige zu nennen, stellen sich mit Nachdruck auf die Seite der Armen und forderten basisdemokratische und zum Teil sozialistische Vorgehensweisen.

Die römisch-katholische Amtskirche hat sich in den 60er, 70er und 80er Jahren meist vehement gegen diese Auslegung der Schrift gewandt und diesen Weg einer politischen Theologie mit einer soziologischen Sicht auf Kirche verurteilt. Die Apostel damals erklären einerseits, dass die Verkündigung des Wortes nicht geschmälert werden dürfe, führen aber gleichzeitig eine strukturelle Reform durch, die ein neues Amt begründet. Mit Stephanus und sechs weiteren Männern werden den ersten Diakonen die Hände aufgelegt. Wie sehr würden wir uns wünschen, Kirche würde auch heute noch so zügig Konflikte lösen, statt ausschließlich auf bestehenden Strukturen zu beharren.

Botschaft und Leben Jesu waren immer davon geprägt, sich der konkret leidenden Menschen anzunehmen, ihnen Recht und Heilung zu schaffen und gleichzeitig die Botschaft von Versöhnung, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Liebe zu verkünden. Die Wirklichkeit dieser Botschaft nimmt in dieser Welt ihren Anfang und findet Vollendung dort, wo für uns Wohnungen bereitet sind. Diesem Jesus zu folgen, bedeutet, ihn als Weg ernst zu nehmen.

Er sagt nicht: „Ich zeige Euch einen Weg.“

Er formuliert vielmehr: „Ich bin der Weg.“

Und wenn wir Jesus als wahren Gott und wahren Menschen bezeugen, dann ist dieser Weg Jesu immer zugleich ein Weg Gottes und ein Weg des Menschen.

Ich liebe die Geschichte vom Traum eines Menschen, der seine Lebensspuren am Strand sieht, in der Regel zwei Paare, zwischenzeitlich nur eines. Gott gefragt, warum der Träumende gerade zu den Lebzeiten nur ein Paar Füße im Sand sieht, als er Not hatte, antwortet dieser: „Als es Dir besonders schlecht ging, habe ich Dich getragen.“

Das kann Jesus aber nicht meinen, als er formuliert: „Ich bin der Weg.“

Was mich immer schon ein wenig ratlos gemacht hat, ist der Satz: „Der Weg ist das Ziel.“

So schön ich den Weg finde, wenn ich wandernd in Luxemburg oder fahrradfahrend in Bonn oder mit dem Auto bei einer Urlaubsreise unterwegs bin, so schön finde ich, wenn wir ein Ziel erreichen. Das kühle Getränk, den ersehnten Urlaubsort, den Ort, zu dem wir unterwegs waren.

Versteht mich richtig: Ich kann mit beiden Bildern etwas anfangen. Aber ich denke, wenn Jesus formuliert: „Ich bin der Weg.“ Dann will er gegangen werden. Dieser Weg. Schritt für Schritt. Die Abschnitte, die Mut machen und uns antreiben. Die Abschnitte, in denen wir mit anderen gehen. Die Wegstrecken, in denen wir die Nähe Gottes spüren.

Voller Freude und Überzeugung möchte ich auch Ihnen das mit auf den Weg geben, lieber Robert:

Aber der Weg Jesus hält auch die Ölbergstunden vor. Der Weg Jesus kennt auch die Gottverlassenheit am Kreuz. Der Weg Jesus kennt auch den Tod.

Gerade auch diese Erkenntnisse lassen mich diese Schriftstelle für Beerdigungen wählen. Hüten wir uns davor, zu schnell mit tröstenden Auferstehungsgedanken den Menschen zu überrumpeln, der gerade Schritte der Einsamkeit und der quälenden Ungewissheit geht, auf dem Weg, der Jesus selbst ist.

Und so mögen wir uns auch davor hüten, die Wahrheit definieren zu wollen. „Ich bin die Wahrheit.“ sind die Worte Jesu. Selbstbewusst. Vor allem auch mahnend. Niemand hat die Wahrheit. Niemand kann die Wahrheit seinen Besitz nennen. Sie will gesucht sein in der Auseinandersetzung mit diesem Jesus von Nazareth. Wir HABEN keinen Menschen. Und wir HABEN auch keinen Gott. Vielmehr sind wir geladen und gerufen, uns ihm zu nähern. Dabei sollten wir lebendig und wandelbar bleiben. Dazu sind wir alle gerufen. Das führen wir uns insbesondere bei jedem Sakrament vor Augen, das wir feiern. Bei der Taufe, bei der Firmung und bei der Erstkommunion, die drei, die Sie heute empfangen, lieber Robert! Amen!